

hin zur CDU/CSU unter Helmut Kohl, hatte sie ihre Partei im Herbst 1982 verlassen. Dass sie zuvor, noch in Parteiwürden, den Rechtsdruck der F.D.P. durch den massenhaften Beitritt von Malermeistern samt Familien in die lokalen Gliederungen des als links geltenden Landesverbandes Hamburg ohne öffentliche Kritik hingenommen hatte, war für die Fassadengestaltung der Bunker ein ungeahntes Bewährungstraining gewesen. Denn wegen der langen und verlängerten Ausschreibungsfrist für die sich sträubenden Künstler war in manchem Stadtteil der Ruf nach dem Malermeister laut geworden. Der Vorstand des Vereins „Lebendiges Phoenixviertel“ in Harburg wollte beispielsweise selbst Hand anlegen. Vorsitzender Meier ließ die neue Senatorin wissen: „Der Anblick der Bunker löst in keinem von uns eine kriegsfördernde Wirkung aus, sondern stellt im Gegenteil ein Mahnmal dar und erinnert uns daran, dass nichts auf der Welt schöner ist als der Frieden! Es geht auch ohne Künstler – und wahrscheinlich billiger.“

Daraus wurde dann nichts. Aber immerhin erschien mein Text aus 118 Zeilen zu 36 Anschlägen noch rechtzeitig im «Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt» unter der Dachzeile „Hamburg: Schöner wohnen und schöner überleben?“. Die Überschrift lautete: „Bunker mit Blumen“. Der Bericht schloss:

*„Übrigens: nicht nur die städtebauliche Integration der Bunker soll gefördert werden. Beachten sollen die Teilnehmer auch – so der amtliche Text –, daß die Bunker 'bereits jetzt oder in den nächsten Jahren reaktiviert werden,' um 'der Bevölkerung als Schutzräume dienen zu können.' Dann kann man nicht nur schöner wohnen, sondern wohl auch schöner verteidigen.“*

## **Das Maß, auf das der Mensch schrumpft**

Es hatte zu schneien begonnen. Erst ein paar zarte Flocken. Dann wurde das Treiben dichter. Der Nachmittag verstrich mir. Um vier Uhr begann es zu dämmern. Ich saß am Eichentisch, nahe zum bullerwarmen „Hamburger Ofen“. Holzscheite knackten in den Flammen. Die Briketts darauf glühten rot. Ihr Licht spiegelte sich im honigfarbenen Parkett vor dem Ofenfenster. Vor mir lagen zwei Broschüren, die beide denselben Titel, allerdings in unterschiedlicher Aufmachung trugen: „Schutzbaufibel“. Sie waren gerade mit der späten Post gekommen. Die Lust sie zu lesen, war nicht groß. Denn ich fühlte mich behütet.

Die Flocken wurden noch feiner; sie sanken lautlos senkrecht, als sei die Luft vorm Fenster aus Watte. Nur wenn hin und wieder ein Auto vorbeifuhr, wirbelten sie auf. Es gab kleine Turbulenzen hinterm Heck. Für kurze Zeit entstand so ein flirrendes Muster vor den kleinen Scheiben der Sprossenfenster. Der Tag kehrte nicht mehr zurück. Auf dem Ofen kochte der Kaffee in der Keramikkanne ein zweites oder drittes Mal. Es roch nach Bratäpfeln aus dem Nebenzimmer. Sie schmorten im Backfach des großen, karmesinfarbenen Kachelofens in Antjes Zimmer. Der Korbschirm gleich überm langen Esstisch verteilte das elektrische Licht wie durch ein Sieb. Helle Punkte tanzten über die dunkle Eichenplatte, wenn ich die Broschüren anhub und lustlos wieder fallenließ. Eine Kerze neben der Schale mit Nüssen und angetrocknetem Marmorkuchen flackerte vom Luftzug.

Es dauerte bis ich endlich zu blättern begann. Die „Bautechnischen Grundsätze für Hausschutzräume des Grundschatzes, Fassung Februar 1972 in Verbindung mit dem Ergänzungsblatt Juni 1976“ las ich mit großer Mühe. Nur der „Paragraph 5, Abschnitt 1, Punkt 3“ schien etwas mit diesem Tag zu tun zu haben, vielleicht sogar mit dem Leben. Dort stand zur „Beanspruchung, Bemessung und Konstruktion von Hausschutzräumen“: „Wind- und Schneelasten brauchen bei Hausschutzräumen nicht berücksichtigt zu werden.“ Dagegen stünde eine bauliche Mindestanforderung zum „Grundschatz“, der gegen „herabfallende Trümmer, radioaktive Niederschläge, Brandeinwirkungen, biologische und chemische Kampfmittel“ ausgelegt sein müsse. So war es wohl. Doch was würde dann sein, wenn es radioaktiv schneite?

Ich blätterte die Broschüren rasch von hinten nach vorne durch. Die eine „Schutzfibel“ war im November 1983 aufgelegt worden – im Querformat, mit feuchtigkeitsabweisendem Schutzumschlag. Freundlich weiße Seiten mit kleingedrucktem Text und Skizzen informierten detailliert über „Staatliche Zuschüsse – Steuerliche Abschreibungen – Technische Richtlinien“. Das bot auch die andere Broschüre aus dem Dezember 1983. Sie war allerdings auf „Umweltschutzpapier“ gedruckt, grau, dafür mit vielen Fotos, größerer Schrift und volksnahen Vergleichen wie diesem: Mit dem Bunker sei es „so ähnlich wie mit dem Sicherheitsgurt im Auto“. Warum bloß, fragte ich mich. Ganz einfach: „Neben den vielen denkbaren Unfällen, bei denen ein Sicherheitsgurt Leben und Gesundheit rettet, gibt es sicher auch einige wenige, bei denen er nicht nützt.“

So wird es wohl sein. Doch der Bundesverband für den Selbstschutz (BVS) war in seinen beiden konkurrierenden, inhaltsgleichen Broschüren insgesamt optimistisch: Es werde alles nicht so schlimm werden, wenn es denn mal schlimm würde. So wird es wohl werden. Warum wohl auch nicht?

Ich saß da und versuchte mir dennoch die Welt vorzustellen, die nach wenigen einleitenden Worten in Paragraphen und technischen Erläuterungen entworfen wurde, obwohl es ja nie so weit kommen würde – eine Welt aus „gesteiften Baukörpern“, deren niedrige Decken mit Stahleinlagen „bewehrt“ waren. „Betonstahl nach DIN 1045“ oder „Beton der Fertigungsklasse B 25 (BN 250) nach DIN 1045“ war der Stoff, aus dem die Zukunft eines Danach war.

Die zahlreichen Grundrisse erinnerten mich an sozialen Wohnungsbau: eng, eng, verwinkelt und streng funktional. Die zugehörige Anweisung des Bundesbauministers las sich so:

*„4.2.2 Aufenthaltsräume mit Schutzplätzen für weniger als acht Personen müssen mindestens sechs Quadratmeter Grundfläche und mindestens 14 m<sup>3</sup> Rauminhalt haben. Für jeden weiteren Schutzplatz erhöht sich – bis zu einem Fassungsvermögen von 25 Schutzplätzen – die notwendige Grundfläche um 0,50 m<sup>2</sup> und der notwendige Rauminhalt um 1,15 m<sup>3</sup>. Ab 26 Schutzplätzen müssen je Schutzplatz 0,60 m<sup>2</sup> Grundfläche und 1,40 m<sup>3</sup> Rauminhalt vorhanden sein. Die im Aufenthaltsraum für die Einrichtung und den Betrieb der Lüftungsgeräte erforderliche Grundfläche ist zusätzlich vorgesehen; das gleiche gilt, wenn Aborte im Aufenthaltsraum vorgesehen werden.“*

Dieses Maß, auf das der Mensch schrumpft – ein halber Meter Grundfläche und maximal anderthalb Kubikmeter Rauminhalt –, war den Bildern von Bunkern gar nicht anzumerken. Das Titelbild der volknahen Broschüre zeigte im Gegenteil eine energische Hand, die an einem Hebel so etwas öffnete wie den überdimensionierten Panzerschrank einer Kreissparkasse, in dem womöglich riesige Reserven lagerten. Durch einen schmalen Spalt war so schon ein Blick hinein möglich: Zwei große Plastikkanister standen da auf dem Boden vor einer geschwungenen Bank aus braun gemasertem Holzimitat. Einzige Lehne war die weiß gekalkte Wand daneben. Aufgeblasene, blaue, dreigeteilte Plastikkissen bildeten die Kopfstütze. Darüber war so etwas wie eine Fensterausparung zu sehen, die mit zwei Reihen aus je vier Schuhkartons zugestellt war, alle fein nummeriert. Später, sehr viel später stellte sich bei der Lektüre heraus, dass es sich dabei um „Betonfertigsteine“ für den „Filterraumzugang“

handelte. Dann war im Raum nur noch Platz für ein Brett mit Tante Olgas Reisekoffer, eine Neonröhre, wuchtige Rohre und die unverputzte Betondecke.

Ein anderes Foto zeigte die „Möglichkeit friedensmäßiger Nutzung: ‘Lagerraum““. Auf einem flauschigen Teppichboden stand da ein Holzgerüst mit mehreren aufgestapelten Koffern, vermutlich von der letzten Überseereise. Der ausgediente Schlafzimmerkleiderschrank und die Kommode aus den Fünfzigern standen rechts, mittelgroße noch verschnürte Pakete neckisch daraufgelegt wie Weihnachtspräsente. Hinten dann das arg leere Holzbord mit drei Brauseflaschen, einer Thermoskanne, zwei Plastikeimern Binderfarbe (20 kg) und allerlei anderen Dosen ohne Etikett. Von Menschen weit und breit keine Spur. Ein drittes Foto zeigte einen zum Bersten mit Gegenständen und dunklen Balken angefüllten Raum.

Beim zweiten Hinsehen war so etwas Ähnliches wie der Umkleideraum eines ländlichen Fußballvereins der Amateurliga zu erkennen. Die knappe Bildunterschrift lautete: „Möblierung eines Hausschutzraumes“. Dann war auf einmal vom durchaus Menschlichen die Rede:

*„Jeder Hausschutzraum muss mindestens einen Trockenabort haben. Bei Hausschutzräumen mit mehr als 25 Schutzplätzen sind zwei Aborträume vorzusehen. Die Grundfläche für den Abort darf nicht kleiner als 0,80 m<sup>2</sup> sein; Abschluss mit Türen oder Vorhängen.“*

Doch zu sehen war derlei nicht. Erst allmählich ergänzten meine Gedanken die Auslassungen und das Ungezeigte. Es war manchmal gar nicht so schwierig, wie es zunächst klang:

*„Die lichte Höhe im Aufenthaltsraum darf nicht kleiner sein als 2,30 m über Flächen für dreistöckige Liegen. 1,7 m über Flächen für zweistöckige Liegen, zwei Meter über Bewegungsflächen, 1,50 m über Sitzflächen.“*

Ich saß mit einem kleinen Buckel da. Das käme hin. So wäre es wohl. Zufrieden streckte ich mich, als ich über mir wieder mindestens zwei Meter Luft sah, in der nur eine Weihnachtslichterkette baumelte, die ich immer anknipste, wenn mir feierlich wurde. Auch im Sommer. Dann musste ich nur die seitlichen Vorhänge schließen.

Ich atmete auf. Denn ich war in die Lektüre wie in einen Science-Fiction-Roman von einer fernen Welt versunken gewesen. Besonders das Foto „Zuluftverteilung unter der Decke und Betonfertigteile für Filterraumzugang“, das einen kahlen Bunker mit säuberlich aneinandergereihten Quadern zeigte, fesselte mich.

Was mochten das für Wesen sein, die sich hier einrichteten? Wie mochten sie in diesen vermutlich 24 Kubikmetern Nichts ihr Leben gestalten? Die kahlen Räume waren rätselhaft. Die Grabkammern in Pyramiden hatten mehr über die Kultur und das Leben ihrer Erbauer erzählt.

Am Ofen goss ich mir Kaffee in einen Pott nach. Er schmeckte bitterer als sein Geruch, der immer im Zimmer hing. Ich schritt im Raum sechs Quadratmeter ab, also die Grundfläche für sieben Personen. Die Fläche versuchte ich mir zu merken. Wo der Duft schwächer wurde, musste wohl eine Wand sein. Welche Gegenstände sollte ich in dieses Rechteck mitten in meinem Zimmer legen? Ein Buch. Welches? Für vierzehn Tage – von dieser Zahl war in den Broschüren immer die Rede gewesen – würde eines nicht reichen. Doch zwei mochte ich nicht ins Rechteck legen. Ich sah die zwölf anderen Füße eng aneinanderschurren. Wenn ich es gelesen hätte, könnte ich es ja den anderen erzählen! Anfangs würden sie es vielleicht nicht wollen. Aber nach einigen Tagen wäre jeder bestimmt für jedes gesprochene Wort dankbar, das nicht „Hilfe“ hieß. Besser noch ein gelesenes Wort; eines aus einer Zeit, in der Schreiben nicht als überflüssig angesehen wurde, aber Lesen allmählich Luxus wurde. Wir könnten uns doch auch gegenseitig Bücher erzählen! So wie in François Truffauts «Fahrenheit 451» aus dem Jahr 1966.

Der Aufenthalt wäre dann kein zermürbendes Warten auf irgendeinen Sinn des Ganzen. Und wir nähmen, selbst wenn wir um uns bangten, an der Rettung dessen teil, woran Generationen vor uns gearbeitet hatten. Wenn, ja wenn wir nur die richtigen Bücher dabei hätten. Jeder eines. Sieben Stück für alle.

Ich sah mich um. Ein Bild an den kahlen Betonwänden wäre auch schön. Vielleicht die Vergrößerung dort? Das Foto von den in Jahrhunderten terrassierten Feldern im „Tal des großen Königs“. Fernab vom Bunker gäbe es sie vielleicht noch, im Valle Gran Rey, auf der kanarischen Insel La Gomera. Auf das Passepartout unter dem Glasrahmen hatte ich fotokopierte Gedichtzeilen von Michael Krüger geklebt, die schnell vergilbt waren: „Auch sie, die Bilder, igeln sich ein, / übermüdet von Schrift wie alles, / was uns beeindrucken wollte. / Nur wir reden weiter, reden uns / durch den Schlaf auf die Höhe der Zeit, /wo die Texte verschwinden im Staub ...“

Die gomerianischen Mauern aus abertausend ungleichförmigen Steinen, die Reis, Mais, Zucchini und anderes am unbezwingbar wirkenden Felsen hielten, könnten allerdings auf die Dauer im Bunker anecken.

Auch das Foto von einer Hauswand am Hafen von Vueltas, am Ende des Valle, mit halb geöffneten Fensterflügeln, den halbhoch aufgetragenen Farben, die grün und blau schillerten wie das Meer gleich nebenan, mit einem von der Sonne verblichenen leichten Lila darüber, dieses Foto würde dort unten – im dauernden Dunkel – vielleicht nicht so wirken. Nicht so wie hier oben, in meinem kleinen, molligen Zimmer.

Ich verabschiedete mich also von den Bildern, die ich liebte, und wollte sie mir im Kopf fest verwahren. Allerdings, wie schnell hatte ich vergessen, wie meine Stadt vor ihrer „Sanierung“ ausgesehen hatte!

Ich setzte mich wieder an den Tisch, außerhalb des Bunkerrechtecks. Über dem Biedermeiersofa mit seinen hohen Armlehnen, der verschnörkelten Holzeinfassung und dem weich wie eine norddeutsche Endmoränenlandschaft erhabenen Rückenteil hingen die beiden Lithografien, die niemand außer mir mochte. Die waren nicht so bunt! Sie waren im letzten Jahrhundert auf Steinplatten mit nur zwei Farben – eine wohl ehemals ein Ockerton und eine mit einem ahnbaren Wiesengrün – gedruckt worden. Das eine Bild zeigte einen durch Wiesen geschlängelten Bach. Weiter hinten führte ein Sandweg an einem Birkenhain vorbei zu Feldern.

Das andere bildete vier Menschen beim Beladen eines Ochsenkarrens mit Heu nahe einem dichten Wald ab. Diese Motive seien „kitschig“ und die Bilder „insgesamt düster“, war mir oft gesagt worden. Man hat ja nur Kunstkritiker zu Besuch.

Das widersprach sich irgendwie, fand ich immer. Es waren doch einfach nur vergangene Eindrücke, schlicht, aber nicht verschönert. Unten war das egal. Ratlos ging ich im Zimmer um den eingebildeten Bunker. Aus der Speisekammer holte ich mir die Trittleiter, um mal von oben auf den gedachten Grundriss zu sehen. Die abgebildeten, unverputzten Betonwände waren vor meinem inneren Auge langsam in meinem Zimmer hochgewachsen. Sie kamen mir hier sogar ein wenig höher als zwei Meter vor. Meinen Ficus benjamina wollte ich da gerne in die Mitte stellen. Ich habe ihn in den letzten vier Jahren gerade so hoch gezogen. Aber dann wären wir siebeneinhalb!

Ohnehin musste ich an das Leben denken, beim Überleben. Schließlich handelte es sich nach der Gebrauchsanweisung nur um „Grundschatz“. Nahrungsmittel würde ich zusammenstellen müssen, wenn schon nicht Lebensmittel. Nur schwer konnte mich Antje nach langem, unerquicklichem Junggesellenkochen an frische und vollwertige Kost gewöhnen.

Jetzt schmeckte mir kein Dosenpfirsich mehr, kein vor Jahren in eigenem Saft umblechtes Fleisch. Kochen war bei uns nicht „Essenmachen“, sondern ein gegenseitiges Streicheln. Ich wundere mich, dass Menschen, die sagen, Liebe geht durch den Magen, Tiefkühlpizza mögen. Überhaupt, wenn Antje nicht zu den sieben gehörte ...

Die Leiter stand noch da. Aber die Bunkermauern waren auf einmal verschwunden. Ich ging verwirrt und ungehindert im Zimmer auf und ab: von dem Nähmaschinengestell, auf dem eine rote IBM-Kugelkopf-Schreibmaschine stand, fünf Schritte zum Ofen, stehenbleiben, drei quer zur Couch, sitzen, rund um den Tisch schreiten, fünfeneinhalb Schritte zur Plattensammlung, stehen, vier nach links zum Plattenspieler. Dasselbe rückwärts. Immer wieder. Von vorne. Und zurück. Es war eine befreiende kleine Raserei. Es war spät geworden. Ich wollte gerade meine Gestaltungspläne für den Bunker aufgeben, als mir einfiel, dass sich andere Menschen bereits professionell des Themas angenommen hatten. Wozu hatte ich denn „Hilfestellungen“ postalisch angefordert? Das „Referat Öffentlichkeitsarbeit, BVS-Service“, ein oder eine „Dr. Schneider“, hatte mir noch eine weitere Broschüre mitgeschickt, die ich kaum beachtet hatte. Sie zeigte ein braun eingewickeltes Postpaket auf dem Titel. Es hätte eine Tarifinformation der Deutschen Bundespost sein können – wäre da nicht ein Adressaufkleber gewesen, auf dem „Ihr Vorsorgepaket“ stand. Jener rote schmale Streifen auf Päckchen, der sonst Vermerken über die Versendeform vorbehalten ist, war mit „Information über Vorsorge und Eigenhilfe der Bürger“ beschriftet. Und es war drinnen auch nicht der Postminister, der sich sorgend an die Bürger wandte. Vielmehr schrieb, im Mai 1982, Gerhard Rudolf Baum (F.D.P.), Bundesminister des Innern, den ich bis dahin als klugen, abgewogenen Mann geschätzt hatte, zur bereits 2. Auflage dieses „Vorsorgepakets“:

*„Es bedarf nur wenig Mühe, die Informationen und Ratschläge zu lesen und zu befolgen. Jeder Bürger sollte rechtzeitig sein Vorsorgepaket schnüren. In der Stunde der Not kann es zu spät sein.“*

Der wenige Text war trocken, eingefügt zwischen den verschiedensten Aufzählungen. Beispielsweise, welche der „folgenden Einrichtungen“ in den Bunker gehörten. Oder dass ein „behelfsmäßiger“ Schutzraum „folgendermaßen beschaffen sein“ sollte. Und welche „Hygienemittel im Ernstfall“ vorsorglich dafür schon „bereitliegen“ müssten. Sowie welche „Familienurkunden, Versicherungspolicen, Sparbücher, Zeugnisse, Verträge und Testamente in eine „Dokumentenmappe“ gehörten.

Am Schluss der 32 Seiten Tipps für das Überleben wurde es noch praktischer: Auf vier Seiten waren Listen zusammengefasst, mit den Spalten „vorhanden“ und „beschaffen“ – zum Abhaken.

Die Reihe „Energie und Beleuchtung“ nannte für die vollständige Vorsorge:

*„Kerzen und Streichhölzer, Taschenlampe, Kochplatte, Spirituskocher, Trockenspirit, Kanonenöfchen, Kohlen, Holz, Briketts, Rundfunkgerät, Reservebatterien“.*

Ich wunderte mich, wie auf meinen sechs Quadratmetern noch ein Kanonenöfchen samt Brennmaterial Platz finden würde!

Und ob wohl der Rauch in den Filterraum geleitet werden sollte? So gerne ich auch Kerzenlicht mag, so wenig wäre mir eingefallen, bei einem 14 m<sup>3</sup> großen Raum mit sieben Menschen auch noch Luft für Flammen zu verbrauchen. Auch Kochen mit offenem Feuer schien mir wenig sinnvoll.

Ich blätterte nervös zurück. Doch, die Rede war vom Atomkrieg – von vierzehn Tagen „Aufenthalt“ im Schutzraum. Als Beispiel für die Notwendigkeit der Maßnahmen wurde allerdings immer wieder die „Schneekatastrophe“ genannt.

Kurz war auch die Liste „Lebensmittel und Trinkwasser“:

*„Dauerbrot in Dosen, Knüdeleib, Zwieback, Kaffee, Tee, Haferflocken, Marmelade, Honig, Zucker, Salz, Gewürze, Kondensmilch in Dosen, Milchpulver, Speiseöl, Pflanzenfett, Schmalz, Fleischkonserven, Fisch-Vollkonserven, Babynahrung, Diät- oder Krankenverpflegung, Trinkwasser, Mineralwasser, Säfte, Fertiggericht- und Suppenkonserven, Obst- und Gemüsekonserven“.*

In der Reihenfolge aufgeführt, wie es Müttern bei einer Urlaubsfahrt ins Ferienhaus an der See gemacht hätte. Nur, dass man „regelmäßig auf die Haltbarkeitsdaten achten“ sollte: Bei „Lebensmitteln, die länger als 5 Jahre haltbar“ und „daher nach dem Gesetz nicht mit Datum versehen werden“ brauchten, solle man sich „das Kaufdatum notieren“.

Dann folgte die längste Liste, die „Hygiene- und Hausapotheke“. Eben genau das, was ordentliche Deutsche teils ohnehin in ihrem „Kulturbeutel“ mitzunehmen pflegen:

*„Seife, Waschmittel, Zahnbürste, Zahnpasta, Einweg-Geschirr, Besteck, Einweg-Handschuhe, Haushaltspapier, Toilettenpapier, Müllbeutel, Camping-Trocken-Klo, Ersatzbeutel, Torfmuld, Sägemehl, Chlorkalk, Desinfizierungsmittel, Schmierseife, DIN-Verbandskasten, Fieberthermometer, Wunddesinfektionsmittel, Wundgel, Kamille-Extrakt zum Gurgeln und für Spülungen, Beruhigungsmittel,*



*Vorbeugende Mittel gegen gripp. Infekte, schmerzlindernde Tabletten, Tabletten gegen Halsschmerzen, Medikamente, die vom Arzt verordnet sind, Wärmeflasche (Gummi), Augenklappe, Kalziumtabletten, Vitamintabletten, Kohletabletten, Abführmittel.“*

Es wurde eng. Ich prüfte, ob ich nicht das „Einweggeschirr“ und anderes von der Liste streichen sollte. Doch die Broschüre warnte, dass mit dem kostbaren Wasser nicht abgespült werden dürfe.

Da werden also manche Menschen erst im Krieg merken, was sie in der Natur mit dem Wegschmeißen von Ex-und-Hopp-Gegenständen eingerichtet hatten. Die Berge würden sich im Bunker rasch stapeln und den Lebensraum nehmen –; weil Wasser, das vorher weniger wert war als dieser Müll der Industriegesellschaft, nun wichtig wurde.

Ich war verwirrt: Waren die Zutaten für ein unterirdisches Existieren so wenig verschieden von dem, wie sich viele bereits oben eingerichtet hatten? Waren Alltag und Atomkrieg so nah beieinander?

Oder sollte das bloß die Angst nehmen?

Ich grübelte vor mich hin, während ich die Broschüre fahrig durchblätterte. Ein Foto zeigte wieder eine Hand, die diesmal ein Streichholz entzündete; eine andere öffnete die Schutzraumtür und ein dritter Griff galt ein anderes Mal dem Verbandskasten.

Das war alles sehr handgreiflich. So wie dieser griffige Text:

*„Immer wieder hört man die Behauptung, ‘in einem Atomkrieg gibt es keinen Schutz!’ Das stimmt nicht. Diese Behauptung wäre nur dann richtig, wenn man sich einen Krieg vorstellt, in dem ein Land mit einem dichten Teppich von Atombomben belegt würde. In einem solchen Fall, wenn sich die Radien der totalen Zerstörung überschneiden, dann gäbe es tatsächlich keinen Schutz mehr. Durch eine solche Verwüstung und radioaktive Verseuchung aber würde nicht nur ein Land, sondern unter Umständen sogar der ganze Erdteil auf lange Zeit unbewohnbar gemacht. Das aber kann nicht das Ziel eines Gegners sein, und darum ist diese Vorstellung unrealistisch.“*

Es war also ganz einfach, das Oben-Leben unten fortzuführen. Das war „realistisch“. Das „stimmte“. Es war eine brave Welt, in der es „einen Gegner“ gab. Wohlgemerkt bloß „einen“. Und der verfolgte ganz nüchtern irgendwelche „Ziele“. Ausgeklinkte Computer, die Marschbefehle für Atombatterien gaben, fehlten in solchem handfesten „Realitätssinn“ ebenso wie die von Kommunikation abgeschnittenen Generäle oder Bomberpiloten, die unter Zeitdruck nicht über die Gesamtwirkung ihrer Einzelentscheidung philosophieren konnten.

Was war schon „realistisch“ am Atomkrieg? „Kriegsbilder“ heißen in der Sprache der Militärs malerisch die Szenarien kommender Schlachten. Kulturbeflissen wie selten nennen Nordamerikaner die geplanten „Kriegsräume“ Europa und Pazifik schlicht „Theatre“. Da mochten also die alltagspraktischen Ausmalungen der „Bilder“ und Kulissen für's letzte große Theater – rein stilistisch betrachtet – tatsächlich „Realismus“ sein oder gar „Sozialistischer Realismus“. Wohl kaum war die Welt der Militärs aber feinnervig genug für „Surrealismus“ oder absurdes Theater. Das lehnten sie ebenso ab wie den vermeintlich „naiven“ Glauben an den Frieden.

Das Adjektiv „realistisch“ hatte mir nie so recht behagt, weil es mehr Bedeutungsgehalte verdrängt als benennt – anders als jene Adjektive, die den Charakter von Eigennamen haben, beispielsweise „schwarz“. Ist man anderer Auffassung als der mit solchen positiven Begriffen Beschreibende und widerspricht ohne Überlegung, so rutscht gerne das Wort „unrealistisch“ heraus, nie aber das Wort „unschwarz“. Dass es aber keine einfache Verneinung der Begriffsbedeutung gibt, kann ein Hinweis sein, dass schon die damit verbundene Bewertung falsch war.

Daran hatte ich oft denken müssen, als mir meine monatelange Suche bei Behörden und Politikern nach meinem sicherlich bereits geplanten Bunkerplatz „verrückt“ vorkam. Ich war mir selbst mit dem Etikett auf den Leim gegangen, hatte mich unter Rechtfertigungsdruck gesehen – ausgerechnet angesichts einer Rüstungspolitik, die ich wiederum nur als „verrückt“ empfinden konnte. Ein trostloses Unterfangen.

Was die Autoren der Paket-Broschüre mit dem Wort „unrealistisch“ – durchaus stimmig zu sich selbst – meinten, hatten sie wenige Zeilen zuvor geschrieben: „Wenn man sich einen Krieg vorstellt ...“. Und eben diese „Wenn“-Vorstellung wollten sie sich lieber nicht vorstellen, wie ohnehin niemand mit „gesundem Menschenverstand“ sich so etwas „in der Realität“ vorstellen wollen konnte. Das „Wenn“ deutete zart an, dass es ein „Dann“ gar nicht erst geben würde. Das war „unrealistisch“.

Mit anderen Worten war es „realistisch“, sich vorzustellen, dass es nur Vorstellbares gibt, oder eben sich nicht vorstellen zu können, dass es etwas nicht Vorstellbares gibt.

Alles ist, wie es war. Alles wird – das muss man sich mal vorstellen! – wie es war.

Damit war ich beim „Notgepäck und Dokumentenschutz“ sowie dem Handwerkszeug zum Überleben gelangt:

*„Wolldecke oder Schlafsack, Unterwäsche, Strümpfe, Gummistiefel, derbes Schuhwerk, Essgeschirr, Essbesteck, Thermos-Feldflasche mit Trinkbecher, behelfsmäßige Schutzkleidung, Verbandspäckchen, Heftpflaster, Dosenöffner und Taschenmesser, Mullbinde, Dreiecktuch, elastische Binden, strapazierfähige warme Kleidung, Kopfbedeckung, Schutzhelm, Schutzmaske oder behelfsmäßiger Atemschutz, Arbeitshandschuhe, Dokumentenmappe, Behelfsmäßig hergerichteter Kellerraum, Behälter für Löschwasser, Keller und Dachboden entrümpeln, Einstellspritze, Wassereimer, Einreißhaken, Löschdecke (notfalls Wolldecke), Rettungsleine, Garten- oder Autowaschschlauch, Feuerlöscher, halblange Schaufel, Spaten (Camping- oder Klappspaten) Spitzhacke, Brechstange, Bügelsäge, Fuchsschwanz, Stichsäge, Beil, Fäustel, Spitz- und Flachsteinmeißel, Kneif- oder Beißzange, Bergetuch, Rettungsleiter, Verdunkelungsmaterial.“*

Das und nur das war realistisch. So würde ich also nach Abhaken aller Listenpunkte jedenfalls die 14 m<sup>3</sup> voll nützlicher Sachen haben. Ein weiteres Foto zeigte, wie ein Rucksack mit dem Notgepäck stramm geschnürt wurde. Ich war froh, dass ich wenigstens schon mit der Suche nach einem Schutzraum in meiner Nähe begonnen hatte und daher wusste, dass das ganze Abbuckeln überhaupt keinen Sinn machen würde: Es wäre Zufall, wenn ich bei einem „Atomschlag“ gerade in der S-Bahn Richtung „Harburg-Rathaus“ säße, zu dem größten Atombunker Hamburgs mit einem Muster aus orangen, blauen und grünen Kacheln mitten unter eisigem Weiß. Alle anderen S-Bahn-Fahrgäste müssten einen kiloschweren Ränzel ständig mit sich herumschleppen, um insgesamt „versorgt“ zu sein. Aber man hätte dann unter der Erde genug Muße, sich Tunnels zu den Ruinen des Kaufhauses «Karstadt» zu budeln, um im ehemaligen Basement die strahlenden Regale zu plündern. Zum Schluss kamen noch zwei Tabellen für den letzten Überblick. Die erste war mit „Der Hausschutzraum“ überschrieben:

*„Liege- und Sitzmöglichkeiten, Wolldecken, Waschgelegenheit, verschließbarer Behälter für verstrahlte Kleidung, verschließbarer Abfalleimer, Notabort, Spielzeug für Kinder, Unterhaltungsspiele, Lektüre.“*

Die andere Tabelle, „Die Selbstschutzausbildung“, hatte zwei abweichende Spalten zum Ankreuzen, nämlich „teilgenommen“ und „angemeldet“: „Selbstschutz-Grundlehrgang, Selbstschutz-Ergänzungslehrgang «ABC-Schutz», Selbstschutz-Ergänzungslehrgang «Wohnstätten», Selbstschutz-Ergänzungslehrgang «Landwirtschaft», Erste-Hilfe-Grundlehrgang durch die Hilfsorganisation.“

Es waren zwei Stunden vergangen, seit ich mich in die Einrichtung des Bunkers vertieft hatte.

Das Unten-Leben, wie ich das in Gedanken nannte, schien mir interessante Rückschlüsse über das Oben-Leben zu geben.

Wie lange mochte ein Mensch brauchen, der sich an die Organisation all dessen machte, was auf fünfunddreißig luftig gedruckten Seiten locker zu lesen war? Wie viel Leben würde er für sein Über-Leben aufbrauchen?

Ich wunderte mich über das Allerletzte: Eine leere Seite für Notizen „wichtiger Rufnummern“ („Hausarzt, Notarzt, Unfall-Notruf, Unfall-Krankenhaus, Polizei, Feuerwehr, Apotheken-Bereitschaftsdienst, Taxi-Ruf.“). Von einem Telefon für den Atomkrieg, das ins Notgepäck gehörte, war doch vorher gar keine Rede gewesen!?

Antje kam nach Hause. Kriegsende. Sie war beschwingt, hatte viele lustige kleine Begebenheiten zu erzählen und fing sogleich mit dem Kochen an. Ich mochte ihr gar nichts von den Broschüren für Familienväter und gewissenhafte Hausfrauen erzählen.

Aber dann legte sie ein Buch auf den Tisch, das sie im Ladenfenster gesehen hatte: „Selbstschutz bei Krisen und Katastrophen“ von Hans-Peter Wimmer\*. Es sah ausführlicher aus als die Broschüren. Der feste Einband sprach zudem für Durchdachtes.\* Ich schlang das Abendessen hinunter, um schnell wieder an den Wohnzimmertisch zu kommen und zu stöbern, wie es bei „Krisen und Katastrophen“ denn so zugehe.

In meinem Zimmer sah es aus wie vorher. Als würde es den Krieg nicht geben, der in den Broschüren so penibel vorbereitet wurde. Die Betonmauern und die nummerierten Fertigsteine standen nicht mehr auf dem engen Grundriss. Auch das mühsam aufgestapelte Gerät und Gepäck waren vor meinem inneren Auge verschwunden. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Oder war es umgekehrt? Aus dem Sinn, so dass die Augen nicht sahen, dass so etwas längst „realistisch“ oder gar „Realität“ war? Der Autor, Hans-Peter Wimmer, war noch pragmatischer veranlagt als der Bundesverband für den Selbstschutz, obwohl er vornehmlich aus dessen Broschüren vortrug. Aber bei ihm gab es solche netten kleinen Kapitel wie „Dauer eines Schutzraumaufenthaltes“. Es bestand aus vier Sätzen, die lesefreundlich graphisch über eine ganze Seite verteilt waren. Da stand:

\* Hans-Peter Wimmer, Selbstschutz bei Krisen und Katastrophen. Humboldt-Taschenbuchverlag, München 1984

„Durch einfache Regeln lässt sich die Aufenthaltsdauer in einem Schutzraum nach einem A-Angriff berechnen. Als Faustregeln gelten: Regel Nr. 1 – Die Strahlungsintensität am Ende einer bestimmten Zeitspanne nach der Explosion sinkt bis zum Ende der doppelten Zeitspanne auf die Hälfte. Regel Nr. 2 – Die Strahlungsintensität am Ende einer bestimmten Zeitspanne nach der Explosion sinkt bis zum Ende der 7-fachen Zeitspanne auf 1/10, 7x7-fachen Zeitspanne auf 1/100, 7x7x7-fachen Zeitspanne auf 1/1000, 7x7x7x7-fachen Zeitspanne auf 1/10000. Wenn eine Stunde nach der Explosion 50 R/h, 100 R/h oder 200 R/h gemessen wurden, so dürfen Sie den Schutzraum verlassen, ohne eine Dosis von mehr als 5 Röntgeneinheiten (rem) zu riskieren.“

Kapitelende. Es folgte eine Tabelle, die knapp sagte, bei 50 R/h könne man nach 3,5 Tagen schon mal für einen ganzen Tag wieder raus oder im schlimmen Fall bei 200 R/h erst nach 12 Tagen. Aber nur für eine Stunde. Sechs Stunden nach der Explosion dürfe man bei 50 R/h mal für eine Stunde „raus“. Das Kapitel schloss mit einem kursiv gesetzten Satz: „Die Zeit arbeitet also für uns!“

Es war eben diese Bündigkeit, die scheinbar nüchtern anmutete. Sie stützte sich zudem lässig auf knackige Abkürzungen, wo Versehrtheit drohend sichtbar würde. Um negative Assoziationen des Wortklanges zu vermeiden, war von „A-Angriff“ statt Atombomben-Angriff die Rede oder „SR“ für Schutzraum oder Bunker. Die kurzen Sätze machten mich ganz atemlos.

Wimmer brachte dann noch „einige Argumente für Schutzraumbau und Vorsorge, die meines Erachtens schwer wiegen“:

„Die Erscheinungsformen der atomaren Panne, der Atomexplosion, wirken nur kurzfristig. Die Radioaktivität schwächt sich in wenigen Tagen auf ein erträgliches Maß ab. (Nach zwei Tagen sind aus 1500 R/h 15 R/h geworden.) Ein ABC-Krieg dürfte nur wenige Tage dauern (6 bis 10 Tage, laut Berechnung von Fachleuten). In Hiroshima und Nagasaki war das Leben nach dem Überleben auch möglich. SR schützt auch bei vielen 'zivilen' Katastrophen. Zugegeben, die Lebensqualität nach einem ABC-Krieg wird für die Überlebenden nicht mehr mit heutigen Maßstäben zu messen sein. Die Vielzahl der Behinderten und Krebskranken liefern uns jedoch täglich das Beispiel, daß ein Leben auch unter ungünstigeren Bedingungen lebenswert ist. Darüber hinaus trägt der Mensch die 'Kultur' in sich, die ihm – in welchen Situationen und unter welchen Bedingungen auch immer – zum Wiederaufbau motiviert.“

Es schneite nicht mehr.